Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Lyrische Interpretationen [Fortsetzung]
Autor: Spoerri, T.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574336

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schien, als ob ein Teil der brennenden Sonne zur Erde gefallen wäre.

„Wollen Sie sich gefälligst zusammenziehen!" schrien die Gräser entsetzt. „Wir ersticken ja! Sie versengen uns! Wir gehen kaput!"

„Mon Dieu!" stöhnte der Strohhalm.

„Barmherzigkeit!" die Sauerklees.

„Luft! Licht! Luft!" tönte es wirr durcheinander.

Aber die Sonnenblume flüsterte mit letzter Kraft: „Jetzt sind wir uns gleich! Gleich nah der Erde und gleich weit vom Himmel entfernt. Ich habe nur Ihren Wunsch erfüllt, meine Herren..."

Die Gräser winselten und weberten, ächzten und jammerten in Todesangst. Aber die Sonnenblume verkleinerte ihr wuchtiges Haupt um keines Fingers Breite. Langsam gingen sie alle zugrunde ...

Im nächsten Jahre blühten wiederum Sonnenblumen und Gräser in diesem Gartenbeet. Diese blieben nahe der Erde und waren glücklich in ihrer Zwerggestalt; jene überragten riesenhaft ihre Pflanzenbrüder und starrten voll Sehnsucht in die Sonne, um ihr ähnlich zu werden. Und abends neigten sie ihre Bernsteinschalen und schüttelten ihr Licht verschwenderisch auf den grünen Teppich nieder, daß es noch schimmerte, wenn alles längst im Dunkeln lag. Und die Beschenkten dankten den Spendenden dafür, indem sie ihnen alle Feinde abwehrten und ihre Samen in heiliger Ehrfurcht empfingen, die ihnen anvertraut wurden. Sie liebten sich und dienten einander.

Lyrische Interpretationen.*)

Von Dr. Th. Spoerri, Gümligen bei Bern.

IV.

Sehnsucht.

Eichendorff.

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschlüften,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in die Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Wenn wir von Goethe her zu den andern Lyrikern kommen, so ist es, als ob wir von einem hohen Berge, wo wir die Weite der Welt und die Tiefe des Himmels erlebten, herunterstiegen und uns in allerlei Seitenpfade verlören. Es ist ein Herabsteigen: solche Weiten des Blickes werden wir nicht mehr umfassen. Es ist ein Seitwärtsgehen: solche allgemein menschliche Beziehungen werden wir nicht mehr aufdecken. Es ist aber auch ein Den-Menschen-näher-Kommen: in der Höhe oben wurde es uns manchmal unheimlich einsam und kühl zumute; jetzt erleben wir unsre eigene Einseitigkeit, unsre eigene Schwäche und unsere eigene Qual. Wir werden bei unserm Abstieg drei verschiedene Wege benützen. Auf dem Kunstweg (V) begegnen wir den Dichtern, deren Augenmerk auf die Durchbildung einer vollendeten äußern Form gerichtet ist, vielleicht zum Schaden des innern Lebens. Am Naturweg (VI) wohnen Künstler, die beim Inhalt des lyrischen Gedichtes vor allem die Anschauung, die Darstellung eines wirklichen Naturbildes pflegen, vielleicht zum Schaden der Stimmung. Der Seelenweg (VII) wird uns mit Dichtungen bekanntmachen, bei denen das Seelische die Anschauung und die äußere Form überflutet.

Bevor wir aber diese Wege gehen,

*) Siehe die „Schweiz", XXIV. Jahrgang (1920), Heft 4 (S. 189 ff.).

wollen wir noch ein wenig in Goethes Nähe verweilen. Hier bilden sprachliche Form, Anschauung und Stimmung noch eine in sich ruhende und ausgeglichene Einheit. Wie reich ist die Landschaft der deutschen Lyrik an solchen vollkommenen Schöpfungen! Wir könnten Gedichte von Uhland, Lenau, Hölderlin, Mörike, Storm, Liliencron und vielen andern als Beispiele nehmen. Wir wollen uns beim Romantiker Eichendorff ein wenig zu Gaste laden.

Romantik: wie schwer in einer erschöpfenden Formel zu sagen, was man darunter versteht! Aber beim Nachdenken steigen allerlei Begriffe auf: träumende Sehnsucht, dämmernde Nacht, wandernde Gesellen, Lautenklang... Das alles finden wir in Eichendorffs Gedicht. Wie ein Volkslied hebt's an: Es schienen so golden die Sterne... und an das Volkslied erinnert der Kehrreim: In der prächtigen Sommernacht. Ein Einsamer steht unbestimmten Fühlens voll am Fenster und sieht in die Sommernacht hinaus. „So golden" zeigt schon das geheime Drängen der Seele an. Nun klingt in die Stille aus weiter Ferne herkommend ein Posthorn. Das genügt, um die Sehnsucht zu wecken. Sie wird sofort übermächtig: das Herz mir im Leib entbrennte. Und was wünschte das sehnende Herz: Ach, wer da mitreisen könnte — in der prächtigen Sommernacht. Wie musikalisch diese letzte Zeile: aus den i- und e-Lauten geht es ins dunkle o und a. Und der Nachdruck ruht leise auf dem Wort „prächtigen", in dem neben der Dunkelheit noch etwas zu spüren ist wie von Sternenglanz.

In der ersten Strophe „stand" der einsame Träumer am Fenster, nun wandert er aus mit sehnender Seele. Alles ist Bewegung in der zweiten Strophe. Zwei junge Gesellen gehen vorüber, sie singen im Wandern die stille Gegend entlang. Und ihr Gesang läßt romantisch-bewegte Landschaft erstehen: schwindelnde Felsenschlüfte, rauschende Wälder, stürzende Quellen. Warum liebt der Romantiker solche Landschaftsbilder? Weil sie seinem Innern gleichen: da rauscht und quillt es auch, da sind auch Klüfte, und auch da ist Waldesnacht!

Immer weiter wandert die Sehnsucht. Den deutschen Heimatboden hat sie verlassen. Sie sucht das Land ihrer Träume. Mag man es Italien nennen. Wenn es nur ein Land ist, das losgelöst ist von aller gewohnten Wirklichkeit. Auf alle Fälle ist es nicht das Italien des reifen Goethe mit seinen ruhigen und klaren Linien, und das zeigt wieder, daß der Mensch in der Natur nicht sieht, was draußen ist, sondern was sein Inneres sehen möchte. Marmorbilder, Paläste, Brunnen und Gärten: scheinbar eine klassisch-ruhige Landschaft. Wie bewegt, wie träumerisch-verschwommen, wie wirklichkeitsfremd, wenn man näher zusieht: Brunnen, die „verschlafen rauschen", Paläste „im Mondenschein", Gärten, „die überm Gestein in dämmernden Lauben verwildern". Und nun findet die Sehnsucht, was sie suchte: Mädchen, die am Fenster lauschen, wann der Lauten Klang erwacht und die Brunnen verschlafen rauschen... Alles löst sich auf in Musik!

Mondnacht.
Eichendorff.

Es war, als hätt der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Aehren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

In jenem Gedicht lernten wir mehr den Umkreis der Eichendorffschen Lyrik kennen, in diesem dringen wir mehr in die Tiefe.

Schon die sprachlich-musikalische Form ist viel mehr durchtränkt vom traumhaften Zauber der Eichendorffschen Schönheit. Syntaktisch äußert sich jene dämmerhafte Ueberwirklichkeit im wiederholten Konjunktiv: Es war als hätt der Himmel, daß sie träumen müßt ..., als flöge sie nach Haus. — Als ob... ein Bindewort von abgrundtiefer Bedeutung. Echt romantisch ruft uns die Philosophie des Als-ob zu: Glaubt nur euern Sinnen nicht zu viel, es sieht nur aus, als ob alles in Wirklichkeit wäre, wie es ist. Somit

darf sich die ahnungsvolle Traumwirklichkeit getrost neben die hölzerne Alltagswirklichkeit setzen und warten, bis das Urteil über den Wahrheitsanspruch der beiden gefällt ist. In den Wortverbindungen zeigt sich die romantische Verschmelzungstendenz nur noch vereinzelt: Blütenschimmer, sternklar. Im ganzen Gedicht übt der Dichter die größte Zurückhaltung. „So sternklar" ist eine Steigerung, welche das erhöhte Gefühl andeutet, aber auch nur leise, leise... Das Gedämpfte der ganzen Stimmung zeigt sich auch in der Wortauswahl: still (zweimal), sacht, leise. Musikalisch fällt auf der glatte, fließende Rhythmus; nirgends ein Stillstand, nirgends eine Härte. Nur einmal eine Steigerung: die Zeilenverschmelzung „spannte — weit", die auf die stärkere Bewegung der auffliegenden Seele hindeutet.

Das Weiche, Träumerische der ersten Strophe klingt durch die häufigen i und ü hindurch, besonders in den betonten „Himmel" und „Blütenschimmer". Wie wunderbar zart ist dieses letzte Wort! Die zunehmende Kraft und Fülle des Gefühls äußert sich in den a-Reimen der zweiten, noch stärker in den a- und au-Reimen der dritten Strophe. Man achte noch auf den tiefen Klang der Zeile: So sternklar war die Nacht!

Wenn wir die Mondnacht betrachten, wie sie als Anschauung sich darstellt, so fällt uns auf, wie wenig deutliche Linien sichtbar werden. Formen und Farben werden aufgelöst durch das geheimnisvolle Leben und Weben der Natur. Die Aehren wogen, die Wälder rauschen. Die Flügel der Seele werden nicht als Bild empfunden, sie geben das Gefühl des Aufschwungs. Das einzige, das anschaulich hervortritt, ist der Zauber des Lichtes. So sternklar war die Nacht. Blütenschimmer! Man sieht den silbernen Schein des Mondes, der in den Blütenbäumen aufleuchtet.

Um den ganzen Reichtum der Stimmung auszuschöpfen, brauchen wir nur den innern Verlauf des Mondnachterlebnisses zu verfolgen. Der Mensch erlebt am Anfang die Mondnacht als ein Sichherabsenken des Nachthimmels über die schlafende Erde, die wie eine Braut im Blütenkranze daliegt und von seinem Kuß träumt. Ein großes, seliges Gefühl faßt Himmel und Erde zu einer Einheit zusammen. (Kategorie II.)

Das Gefühl erlischt nicht in dieser Umarmung, es gerät in Bewegung. Die zweite Strophe läßt die leise Strömung erleben, indem sie die Bewegung in der Natur zeigt: die Luft ging durch die Felder, die Aehren wogten sacht, es rauschten leis die Wälder. Vom Niedern zum Höhern aufsteigend schwingt sich dann das Gefühl zu den Sternen empor. (Kategorie I.)

Das Hinauffliegen zu den Sternen ist für die Seele wie eine Erlösung. Sie löst sich aus den engen Fesseln des Alltags. Man spürt das Gefühl der Befreiung in dem stark betonten „spannte — weit die Flügel aus". Und indem sie sich der obern Welt nähert, hat die Seele wie eine Ahnung, daß sie in ihre eigentliche Heimat zurückkehre, in der sie wie ein Kind, unbeschwert und frei leben darf. (Kateg. III.)

Und wie das Lied vom Himmel ausging und zum Himmel zurückkehrte, so hat auch die Seele ihren ewigen Kreislauf geschlossen...

Des Menschen Seele gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es...

V.

Eingelegte Ruder.

K. F. Meyer.

Meine eingelegten Ruder triefen,
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.

Nichts, das mich verdroß! Nichts, das mich freute!
Niederrinnt ein schmerzenloses Heute!

Unter mir — ach, aus dem Licht verschwunden —
Träumen schon die schönern meiner Stunden.

Aus der blauen Tiefe ruft das Gestern:
Sind im Licht noch manche meiner Schwestern?

In Meyers Werk kommen zwei Menschen zur Sprache: im Vordergrund steht der „Renaissance"mensch, der seine Freude hat an grellen Farben und grausigen Dingen, an roher Mordtat, an Blutschande, an Verführungen aller Art; weiter hinten findet man den einsam traurigen Mann, der sich in gedämpften Tönen und Seelenstimmungen gefällt, den Menschen der schmerzlich entsagenden Lebenshaltung.

Unser Gedicht zeigt, in welchem Men-

schen Meyers Seele wohnt. Die farbenprächtige Renaissance mit ihren großen Linien und breiten Gebärden ist bei Meyer nur Fassade, wie bei Nietzsche, Wagner und unserer ganzen offiziellen Kunst. Es ist nicht Wirklichkeit sondern Sehnsucht. Der „Wiedergeburts"traum einer absterbenden Kultur. In den sterbebangen Gestalten des Hutten und Pescara hat Meyer sich selber dargestellt. Er möchte gern der gewalttätige Jenatsch sein, er ist in Wirklichkeit der bleiche Herzog Rohan. Auch er fühlt sich unter die Räder eines rasenden Verhängnisses gerissen, ohne daß er sich wehren könnte, ohne daß er sich wehren wollte. Wozu auch? Müde Entsagung, Sehnsucht nach dem Tode ist der tiefste Zug seines Wesens.

So finden wir ihn in unserm Gedicht. Es ist die gleiche Situation wie in Goethes „Auf dem See"; wenn aber dort die befreiende Bewegung des fröhlich beflügelten Bootes hervorgehoben war, so steht hier die aufhörende Bewegung des müde heimkehrenden Schiffes im Vordergrund des Interesses. Man hatte auch frisch hinausfahren wollen in die freie offene See; vielleicht wartete da irgendwo ein großes Erlebnis, das neues Blut und frische Nahrung bringen konnte. Vergebliches Hoffen! Immer die gleiche Leere! Wozu auch weiter rudern; von tiefster seelischer Müdigkeit erfaßt, legt man die Ruder ein. Noch fährt das Schiff ein wenig weiter. Noch triefen die Ruder. Doch immer langsamer fallen die Tropfen in die Tiefe; jeder Tropfen könnte der letzte sein. Und so rinnt der vergangene Tag in die Vergangenheit. Der Dichter schaut noch darauf zurück. Leere schaut ihm entgegen. Ein doppeltes Nichts. Keine Freude, kein Leid! Jede starke Seelenbewegung ist in seinem Leben unmöglich geworden. Wozu noch weiter leben? Ach, die schönern Stunden sind schon lange verschwunden. Und so ruft die ganze Vergangenheit ihm zu: Kommst du auch bald zur Ruhe? Und es ist, als ob der letzte Tropfen fiele, die letzte Stunde verrönne, die letzte Bewegung des Schiffes aufhörte. Man denkt gar nicht mehr an ein Morgen. Gestern, heute, und alles ist vorbei! Es ist kein glänzend rauschender Untergang, kein verzweifeltes Sichaufbäumen gegen das harte Schicksal, nur ein leises Verklingen, ein unmerkliches Stillestehn, das Fallen eines letzten Tropfens auf das stille Wasser, das langsame Ruhigwerden eines nicht mehr getriebenen Schiffes.

Je mehr man die Form, in welche dieser seelische Vorgang eingegossen ist, anschaut, um so mehr macht sie den Eindruck der allergrößten Geschlossenheit und allerfeinsten Durchbildung. Fast zu geschlossen scheint sie, so geschlossen, daß die Seele nirgends mehr eindringen kann. Wie spart der Dichter seine Worte! Keines das gestrichen, keines das anders gestellt werden könnte. Welcher Abstand z. B. zwischen der ersten und zweiten Strophe! Schon in der ersten hat man Mühe, aus den knappen Andeutungen die Situation herauszufühlen. Nun plötzlich der Uebergang von der äußern Situation zur innern Betrachtung. Nur das Wort „niederrinnt" bildet die anschauliche Brücke zur vorausgegangenen Darstellung. Und wieder müssen wir uns durch leise Andeutungen weiterführen lassen. „Unter mir" schließt sich an an „niederrinnt": die Vergangenheit wird dargestellt als etwas, das in einer untern Welt träumt. Diese Unterwelt ist schattenhaft dunkel, wie wir es an dem Gegensatz „aus dem Licht" fühlen. Und die blaue Tiefe wartet, bis der letzte Tropfen aus dem hellen Tag heruntergefallen ist.

Wie die Anschauung so wird auch die Stimmung nur schwach angedeutet. Nur einmal ein „ach" und in der Frage am Schluß leise zitternde Sehnsucht. Allerdings werden Anschauung und Stimmung noch durch die musikalische Form unterstrichen. In der ersten Strophe ahmt der wiederholte Laut tr und das t am Schluß das Geräusch der fallenden Tropfen nach. Dreimal hört man in der zweiten an betonter Stelle ein n. Es begleitet gleichsam das verneinende Kopfschütteln. Aber alle Einzelheiten, jede hervorbrechende Bewegung werden gedämpft durch die gleichmäßig fallende Melodie der müden, langsamen Zweizeiler.

Noch einmal fragen wir: ist da nicht zu viel Formung, ist das seelische Geschehen nicht allzusehr verhüllt? Aber gerade das ist das Wesen der Meyerschen

Kunst. Sie kennt keine greisenhafte Schwatzhaftigkeit, kein weichliches Jammern soll des Dichters Leid verraten. Nur der starrsten Form, dem kältesten Marmor vertraut er leise das Fühlen seiner Seele an. Stoizismus ist die Lebenshaltung großer sterbender Menschen.

Und wenn wir in den Renaissancegewalttaten den Ausdruck eines im Tode aufflackernden Lebenswillens sehen, so finden wir in der plastischen Verschwiegenheit der Gedichte Meyers die stille Ergebenheit des Mannes, der sich unter sein Schicksal beugt.

Der römische Brunnen.

K. F. Meyer.

Aufsteigt der Strahl, und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht.

Nur als Probe zu den vorhergehenden Ausführungen sei noch schnell auf dieses Gedicht hingewiesen. Da ist der Formwille Meyers selber zum Symbol geworden. Wieder ist's etwas, das allen romantischen Menschen Sinnbild ihrer innern Bewegtheit gewesen ist: fließendes Wasser, das dem Dichter zum Sinnbild seiner Ruhe wird.

Wieder ist der höchste Punkt der Melodie am Anfang: Aufsteigt der Strahl... Und dann kommt ein beständiges Niederfließen. Unterbrochen wird die Strömung durch der Marmorschale Rund; dann fließt es weiter in einer zweiten Schale Grund, dann in eine dritte. Immer ist Bewegung, und doch hat man den Gesamteindruck der Ruhe. Die Strömung hat sich gleichsam zum plastischen Kunstwerk versteinert.

Den gleichen Eindruck wie das anschauliche Symbol macht die musikalische Gestaltung. Die wechselnden Reime werden immer wieder vom dumpfen u-Klang aufgesogen, und das letzte Wort des Gedichtes, auf dem die ganze Schwere der äußern und innern Form lastet, ist „ruht".

Wiederum haben wir Mühe, hinter der marmorenen Form, hinter der starren Anschauung den seelischen Gehalt, die strömende Stimmung zu finden Wir können allerdings die Symbole auflösen und für Wasserbewegung Seelenfluß, für Marmorschale künstlerische Formung einsetzen. Aber das ist fast zu viel Gedankenarbeit. Wo ist die Stimmung? Eben in diesem beständigen Niedergehen des Wassers und in der Stauung der Bewegung durch die äußere Form. Stoische Fassung im Untergehen!

Man hat in der letzten Zeit angefangen, über die Kunst Meyers die Nase zu rümpfen. Der römische Brunnen sei aus Kunststein gebaut, aus Marmorersatz. Meyers Dichtung sei mehr künstlich als künstlerisch. Es muß in der Tat zugegeben werden, daß wir auf einer äußersten Grenze künstlerischer Formung angelangt sind. Unmittelbar neben Meyers Park beginnen jene Villen- und Vorstadtgärten, in denen brave Bürgersleute die Wasserleitungen zu allerlei Künsteleien mißbrauchen. Der eine baut ein kleines Mühlewerk hinein, gar mannigfach verziert mit schönen Bildchen und gedankentiefen Sprüchen. Und wenn dann im dünnen Strahle der Stimmung die Reimhölzer gar anmutig klappern, so freut sich die ganze Verwandtschaft ob dem ergötzlichen Kunstwerklein. Ein anderer läßt ein Rädchen im Wasserwirbelchen sich drehen und steckt allerlei Fähnlein drauf, so daß vom Drehen und Flattern ein patriotisches Windchen entsteht. Auch da schaut die engere Gemeinde andächtig und mit Stolz auf den gesinnungstüchtigen Erzeuger. Auch wahre Dichter, die auf andern Gebieten Großes leisten, erlauben sich in der Lyrik allerlei Gaukeleien. Es ist ja nicht besonders schwer, schöne Reime, Gedanken und Bilder zusammenzuleimen. So entsteht eine wahre Sintflut von Lyrikbändchen mit Goldschnitt und zartbeblümten Einbanddecken. Erst wenn man von hier aus auf Meyers Werk schaut, so sieht man, wie groß und einsam es dasteht. Und da mag es dem Kritiker wohl vergehen, von „Kunststein" und „Marmorersatz" zu reden. Meyers Brunnen ist aus echtem Marmor gebaut, und reines Quellwasser füllt die großgeschwungenen Schalen. (Schluß folgt).

□ □ □